

TRACEY GARVIS GRAVES
On the Island.
Liebe, die nicht sein darf



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Die junge Lehrerin Anna soll den sechzehnjährigen T.J. den Sommer über unterrichten – im Ferienhaus der Familie auf den Malediven. Anna sagt sofort zu: Die Chicagoer Winter sind lang, ihre Beziehung kriselt, da kommt dieser Traumjob wie gerufen. Als die beiden in der Propellermaschine Richtung Ferienhaus sitzen, kommt es zur Katastrophe: Das Flugzeug stürzt ab – mitten über dem indischen Ozean. Völlig erschöpft erreichen Anna und T.J. den rettenden Strand einer einsamen Insel. Ein Überlebenskampf beginnt. Und während die Hoffnung mit jedem Tag schwindet, wachsen die Gefühle füreinander. Aber hat diese große Liebe gegen jede Regel überhaupt eine Chance?

Autorin

Tracey Garvis Graves lebt mit ihrem Ehemann, ihren zwei Kindern und dem hyperaktiven Familienhund in einem Vorort von Des Moines, Iowa. »On the Island« ist ihr erster Roman und wurde in den USA auf Anhieb ein Riesenerfolg.

Tracey
Garvis Graves

On the Island.

Liebe,
die nicht sein darf

Roman

Übersetzt
von Karin Dufner

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »On the Island« bei Plume,
a member of Penguin Group USA, Inc.

Die Autorin hat das Buch vorab im Selbstverlag veröffentlicht.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2015

Copyright © der Originalausgabe

by Tracey Garvis Graves 2011

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur,

LT · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apfel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48175-0

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Meira

KAPITEL 1

ANNA

Juni, 2001

Ich war dreißig Jahre alt, als das Wasserflugzeug mit T.J. Callahan und mir darin über dem Indischen Ozean bruchlandete. T.J. war sechzehn, am Hodgkins-Lymphom erkrankt und seit drei Monaten beschwerdefrei. Der Pilot hieß Mick, doch er starb, noch ehe wir auf dem Wasser aufkamen.

Mein Freund John hatte mich zum Flughafen gebracht, obwohl er auf der Liste der Leute, von denen ich gefahren werden wollte, hinter meiner Mom und meiner Schwester Sarah erst an dritter Stelle stand. Jeder mit einem riesigen Rollkoffer bewaffnet, kämpften wir uns durch die Menschenmassen, und ich fragte mich, ob heute wohl ganz Chicago beschlossen hatte, mit dem Flugzeug zu verreisen. Als wir den Schalter von US Airways erreichten, befestigte die Angestellte lächelnd ein Etikett an meinem Gepäck und reichte mir die Bordkarte.

»Danke, Miss Emerson. Ich habe Sie bis nach Malé durchgecheckt. Gute Reise.«

Ich steckte die Bordkarte ein und wandte mich an John, um mich von ihm zu verabschieden. »Danke fürs Fahren.«

»Ich begleite dich ein Stück, Anna.«

»Das brauchst du nicht«, erwiderte ich kopfschüttelnd.

Er zuckte zusammen. »Ich will aber.«

Schweigend schlossen wir uns dem träge dahinfließenden Strom der anderen Passagiere an. »Wie sieht er denn aus?«, fragte John am Gate.

»Mager und kahlköpfig.«

Ich suchte die Menge ab und lächelte, als ich T.J. entdeckte, denn inzwischen war sein Kopf wieder von kurzen braunen Haaren bedeckt. Ich winkte, worauf er mich mit einem Nicken zur Kenntnis nahm. Der Junge neben ihm versetzte ihm einen Rippenstoß.

»Wer ist der andere Typ?«, erkundigte sich John.

»Vermutlich sein Kumpel Ben.«

Die beiden hingen auf ihren Sitzen und waren so angezogen wie die meisten sechzehnjährigen Jungen: lange, schlabberige Turnhosen, T-Shirts und Tennisschuhe mit offenen Schnürsenkeln. Auf dem Boden neben T.J.s Füßen stand ein marineblauer Rucksack.

»Bist du sicher, dass du das wirklich tun willst?«, fragte John, steckte die Hände in die hinteren Taschen seiner Hose und starrte auf den abgewetzten Flughafenteppich.

Nun, einer von uns beiden muss ja etwas tun. »Ja.«

»Bitte triff keine endgültigen Entscheidungen, bevor du zurück bist.«

Ich wies ihn nicht auf die mangelnde Logik dieses Wunsches hin. »Das habe ich dir doch versprochen.«

Allerdings sah ich nur noch eine einzige Möglichkeit. Ich hatte lediglich beschlossen, die Angelegenheit bis zum Ende des Sommers hinauszuschieben.

John umfasste meine Taille und küsste mich einige Sekunden länger, als es sich in aller Öffentlichkeit gehörte. Verlegen machte ich mich los. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, dass T.J. und Ben die Szene beobachtet hatten.

»Ich liebe dich«, sagte er.

Ich nickte. »Das weiß ich.«

Schicksalsergeben hob er meine Tasche auf und hängte sie

mir über die Schulter. »Guten Flug. Ruf mich an, wenn du angekommen bist.«

»Okay.«

John ging. Ich blickte ihm nach, bis er in der Menge verschwunden war, strich die Vorderseite meines Rockes glatt und steuerte auf die Jungen zu. Als ich näher kam, starrten sie zu Boden.

»Hallo, T.J., du siehst toll aus. Abmarschbereit?«

Ein rascher Blick aus braunen Augen. »Ja, klar.« Er hatte ein bisschen zugenommen und war nicht mehr so blass um die Nase. Seine Zahnklammer hatte ich vorher nicht bemerkt, und er hatte eine kleine Narbe am Kinn.

»Hallo, ich bin Anna«, wandte ich mich an den Jungen neben T.J. »Du bist sicher Ben. Wie war denn eure Party?«

Er drehte sich mit verwirrtem Gesichtsausdruck zu T.J. um.
»Äh, okay.«

Ich holte mein Mobiltelefon hervor und überprüfte die Uhrzeit. »Bin gleich wieder da. Ich schaue nur, wann unser Flieger geht.«

»Alter, deine Babysitterin ist ja heiß«, hörte ich Ben sagen, während ich mich entfernte.

»Sie ist meine Nachhilfelehrerin, arschloch.«

Die Bemerkung perlte an mir ab. Für jemanden, der an einer Highschool unterrichtete, waren solche Sprüche von hormonebeutelten Jugendlichen ein zu vernachlässigendes Berufsrisiko.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass wir pünktlich starten würden, kehrte ich zurück und setzte mich auf den freien Platz neben T.J. »Ist Ben schon weg?«

»Ja. Seine Mom hatte es satt, um den Flughafen herumzukurven. Und er wollte nicht, dass sie mit reinkommt.«

»Möchtest du etwas essen?«

Er schüttelte den Kopf. »Keinen Hunger.«

Verlegen schweigend saßen wir da, bis es Zeit zum Einsteigen wurde. T.J. folgte mir den schmalen Gang entlang zu unseren Plätzen in der ersten Klasse. »Willst du ans Fenster?«, fragte ich.

T.J. zuckte die Achseln. »Klar. Danke.«

Ich machte Platz, wartete, bis er saß, und ließ mich dann neben ihm nieder. Sofort holte er einen Discman aus seinem Rucksack und setzte den Kopfhörer auf, ein Wink mit dem Zaunpfahl, dass er kein Interesse an einem Gespräch hatte. Also nahm ich ein Buch aus meiner Tasche. Der Pilot startete die Maschine, und wir ließen Chicago hinter uns.

In Deutschland gab es die ersten Probleme. Eigentlich hätte der Flug von Chicago nach Malé, der Hauptstadt der Malediven, gute achtzehn Stunden dauern sollen. Doch wegen technischer Probleme und Unwetterwarnungen verbrachten wir schließlich den restlichen Tag und die halbe Nacht auf dem internationalen Flughafen Frankfurt und warteten darauf, dass die Airline uns Ersatzflüge besorgte. Um drei Uhr morgens, unser Flug war endlich bestätigt worden, saßen T.J. und ich noch immer auf harten Plastikstühlen herum. Er rieb sich die Augen.

Ich deutete auf eine leere Sitzreihe. »Leg dich hin, wenn du willst.«

»Schon okay«, erwiderte er und unterdrückte dabei ein Gähnen.

»Wir starten erst in einigen Stunden. Schlaf doch noch ein bisschen.«

»Bist du denn nicht müde?«

Ich war am Ende, aber T.J. brauchte den Schlaf sicher dringender als ich. »Mir geht's gut. Also, mach nur.«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher.«

»Okay.« Er lächelte leicht. »Danke.« Er legte sich auf die Sitze und war im nächsten Moment eingeschlafen.

Ich sah aus dem Fenster und beobachtete die landenden und startenden Flugzeuge, deren rote Lichter am Nachthimmel blinkten. Von der eiskalten Klimaanlageluft bildete sich Gänsehaut auf meinen Armen, und ich erschauerte in meinem Rock und der ärmellosen Bluse. Also zog ich auf der nächstbesten Toilette die Jeans und das langärmelige T-Shirt an, die ich in meine Tasche gepackt hatte, und holte mir anschließend einen Becher Kaffee. Dann setzte ich mich wieder neben T.J., schlug mein Buch auf und verbrachte die nächsten drei Stunden lesend, ehe ich ihn weckte, weil unser Flug aufgerufen worden war.

Nach unserer Ankunft in Sri Lanka gab es weitere Verzögerungen, diesmal wegen Personalengpässen bei der Besatzung. Als wir auf dem Malé International Airport auf den Malediven landeten, hatten wir noch zwei Stunden Flug mit dem Wasserflugzeug bis zum Ferienhaus der Callahans vor uns. Inzwischen war ich seit dreißig Stunden auf den Beinen. Meine Schläfen pochten, und meine trockenen Augen brannten. Als man mir mitteilte, für uns lägen keine Reservierungen vor, hatte ich Mühe, die Tränen zurückzuhalten.

»Aber ich habe hier eine Bestätigungsnummer«, sagte ich zu dem Mann hinter dem Schalter und schob den Zettel über die Theke. »Ich habe die Reservierung vor dem Start in Sri Lanka umgebucht. Zwei Plätze. T.J. Callahan und Anna Emerson. Könnten Sie bitte noch einmal nachschauen?«

Der Mann überprüfte erneut seinen Bildschirm. »Tut mir leid«, entgegnete er. »Ihre Namen stehen nicht auf der Liste. Das Wasserflugzeug ist voll besetzt.«

»Und was ist mit dem nächsten?«

»Es wird bald dunkel. Wasserflugzeuge starten nicht nach Sonnenuntergang.« Als er meine entsetzte Miene bemerkte, sah er mich mitfühlend an, bearbeitete seine Tastatur und griff zum Telefon. »Ich lasse mir etwas einfallen.«

»Danke.«

T.J. und ich gingen zu dem kleinen Souvenirladen, wo ich zwei Wasserflaschen kaufte. »Möchtest du eine?«

»Nein, danke.«

»Warum steckst du sie nicht in deinen Rucksack?« Ich gab sie ihm. »Vielleicht kriegst du ja später doch Durst.«

Ich kramte ein Döschen Tylenol-Kopfschmerztabletten aus meiner Handtasche, kippte zwei Stück auf meine Handfläche und schluckte sie mit etwas Wasser. Dann setzten wir uns auf eine Bank, und ich rief T.J.s Mutter Jane an, um ihr mitzuteilen, dass sie vermutlich erst am nächsten Morgen mit uns rechnen konnte.

»Vielleicht treiben sie ja noch einen Flug für uns auf, aber ich glaube nicht, dass wir heute Abend noch hier wegkommen. Die Wasserflugzeuge fliegen nicht bei Dunkelheit. Also werden wir wohl auf dem Flughafen übernachten müssen.«

»Das tut mir leid, Anna. Du bist sicher völlig erledigt«, antwortete sie.

»Es geht schon. Morgen sind wir ganz sicher da.« Ich hielt die Hand über die Sprechmuschel. »Willst du mit deiner Mom reden?« T.J. verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf.

Ich bemerkte, dass der Mann am Ticketschalter mir zuwinkte. Er lächelte. »Jane, hör zu, ich glaube, wir ...« Im

nächsten Moment brach die Verbindung ab. Ich steckte das Telefon weg und ging mit angehaltenem Atem zum Schalter.

»Ein Charterpilot kann Sie zur Insel fliegen«, verkündete der Mann. »Die Passagiere, die er eigentlich hinbringen sollte, sind in Sri Lanka aufgehalten worden und kommen erst morgen früh.«

Ich atmete lächelnd auf. »Das ist ja wundervoll. Vielen Dank, dass Sie einen Flug für uns aufgetrieben haben. Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar.« Ich versuchte, noch einmal bei T.J.s Eltern anzurufen, aber mein Mobiltelefon bekam keine Verbindung. Hoffentlich würde ich auf der Insel Empfang haben. »Fertig, T.J.?«

»Yesss«, erwiderte er und griff nach seinem Rucksack.

Ein Minibus beförderte uns zum Lufttaxi-Terminal, wo uns ein Mitarbeiter am Schalter eincheckte. Dann gingen wir hinaus.

Das Klima auf den Malediven erinnerte mich an das Dampfbad in meinem Fitnessstudio. Sofort bildeten sich Schweißperlen auf meiner Stirn und im Nacken. Die Schwüle sorgte dafür, dass mir Jeans und das langärmelige T-Shirt an der Haut klebten, und ich bedauerte, nicht wieder die Sommersachen angezogen zu haben.

Ist es hier immer so stickig?

Ein Flughafenmitarbeiter stand auf einem Landungssteg neben einem Wasserflugzeug, das sanft auf den Wellen tanzte. Er winkte uns heran, und als T.J. und ich ihn erreicht hatten, hielt er uns die Tür auf. Wir duckten uns und stiegen ein. Der Pilot saß schon an seinem Platz und grinste uns, den Mund voller Cheeseburger, zu.

»Hallo, ich bin Mick.« Er kaute. »Hoffentlich stört es Sie nicht, wenn ich rasch aufesse.« Er war etwa Ende fünfzig

und so übergewichtig, dass er kaum in den Pilotensitz passte. Bekleidet war er mit Cargoshorts und dem größten Batik-T-Shirt, das ich je gesehen hatte. Der Schweiß stand ihm auf Oberlippe und Stirn. Er verspeiste den Rest seines Cheeseburgers und wischte sich das Gesicht mit einer Serviette ab.

»Ich bin Anna, und das ist T.J.«, erwiderte ich lächelnd und schüttelte ihm die Hand. »Natürlich stört es uns nicht.«

Der DHC-6 Twin Otter bot Platz für zehn Personen und roch nach Flugzeugtreibstoff und Muff. T.J. schnallte sich an und starrte aus dem Fenster. Nachdem ich mich ihm gegenüber niedergelassen hatte, stopfte ich Handtasche und Reisetasche unter den Sitz und rieb mir die müden Augen. Mick startete die Triebwerke. Der Lärm übertönte zwar seine Stimme, doch als er den Kopf zur Seite drehte, stellte ich fest, dass seine Lippen sich bewegten und er über Funk mit jemandem sprach. Dann entfernten wir uns vom Steg und wurden schneller. Und schließlich waren wir in der Luft.

Ich verfluchte den Umstand, dass ich im Flugzeug nicht schlafen kann. Schon immer hatte ich die Leute beneidet, die gleich nach dem Start einnickten und erst wieder aufwachten, wenn das Fahrwerk die Landebahn berührte. Ich versuchte zwar, ein bisschen zu dösen, doch das durch die Fenster des Flugzeugs hereinströmende Sonnenlicht und meine aus dem Takt geratene innere Uhr machten mir einen Strich durch die Rechnung. Als ich es aufgab und die Augen aufschlug, stellte ich fest, dass T.J. mich anstarrte. Seiner Miene und meinen glühenden Wangen nach zu urteilen war es uns beiden peinlich. Er wandte sich ab, schob sich den Rucksack unter den Kopf und war wenige Minuten später eingeschlafen.

Ruhelos öffnete ich meinen Sicherheitsgurt und ging zu Mick, um ihn zu fragen, wann wir landen würden.

»In etwa einer Stunde.« Er wies auf den Sitz des Copiloten.
»Nehmen Sie Platz, wenn Sie wollen.«

Ich setzte mich und schnallte mich an. Die Hand schützend vor die Augen gehalten, ließ ich die atemberaubende Aussicht auf mich wirken. Über uns der wolkenlose, kobaltblaue Himmel, unter uns der Indische Ozean, ein mintgrüner und türkiser Farbwirbel.

Mick rieb sich mit der Faust die Brust, griff nach einer Rolle mit Pastillen gegen übersäuerten Magen und steckte eine in den Mund. »Sodbrennen. Das ist die Quittung für die Cheeseburger. Aber sie schmecken einfach so viel besser als irgend so ein dämlicher Salat.« Er lachte, worauf ich zustimmend nickte.

»Und woher kommen Sie beide?«

»Chicago.«

»Und was machen Sie so in Chicago?« Er genehmigte sich noch eine Pastille.

»Ich unterrichte Englisch in der zehnten Klasse.«

»Ach, Sommerferien.«

»Nein, leider nicht. Im Sommer gebe ich normalerweise Nachhilfestunden.« Ich wies auf T.J. »Seine Eltern haben mich eingestellt, damit er den Schulstoff nachholt. Er hatte Hodgkins-Lymphom und hat deshalb viel Unterricht versäumt.«

»Ich dachte gleich, dass Sie viel zu jung aussehen, um seine Mom zu sein.«

Ich lächelte. »Seine Eltern und seine Schwestern sind schon seit ein paar Tagen hier.«

Ich hatte nicht so früh abreisen können wie die Callahans, weil die Sommerferien an der öffentlichen Highschool, wo ich unterrichtete, ein paar Tage später begannen als an T.J.s

Privatschule. Als T.J. das erfahren hatte, hatte er seine Eltern überredet, ihn ein Wochenende länger in Chicago bleiben und gemeinsam mit mir hierherfliegen zu lassen. Jane Callahan hatte mich angerufen und gefragt, ob ich damit einverstanden sei.

»Sein Freund Ben gibt eine Party. Er möchte so gern hingehen. Hast du auch wirklich nichts dagegen?«, erkundigte sie sich.

»Überhaupt nichts«, erwiderte ich. »So haben wir wenigstens Gelegenheit, uns kennenzulernen.«

Ich war T.J. bis jetzt erst einmal begegnet, als ich mich bei seinen Eltern vorgestellt hatte. Sicher würde er eine Weile brauchen, um mit mir warm zu werden. Das war bei neuen Schülern immer so, insbesondere wenn es sich um halbwüchsige Jungen handelte.

»Wie lange bleiben Sie?«, riss Micks Stimme mich aus meinen Gedanken.

»Den ganzen Sommer. Sie haben ein Haus auf der Insel gemietet.«

»Also ist er wieder okay?«

»Seine Eltern sagen, er sei eine Weile ziemlich schwer krank gewesen. Doch seit einigen Monaten geht es ihm wieder gut.«

»Nette Gegend für einen Sommerjob.«

Ich grinste. »Allemaal besser als die Bibliothek.«

Eine Weile herrschte Schweigen. »Sind da unten wirklich zwölfhundert Inseln?«, fragte ich. Bis jetzt hatte ich nur drei oder vier gezählt, die wie die Teilchen eines riesigen Puzzlespiels verteilt auf dem Wasser lagen. Ich wartete auf seine Antwort. »Mick?«

»Was? Äh, ja, so mehr oder weniger. Nur ein paar Hundert davon sind bewohnt. Aber ich denke, das wird sich bald än-

dern, so viel, wie hier gebaut wird.« Er kicherte. »Jeder will ein Stück vom Paradies.«

Wieder rieb Mick sich die Brust, nahm den linken Arm vom Steuerhorn und streckte ihn aus. Ich bemerkte seine schmerzverzerrte Miene und den dünnen Schweißfilm auf seiner Stirn. »Sind Sie okay?«

»Alles bestens. Ich hatte nur noch nie so übles Sodbrennen.« Er steckte zwei weitere Pastillen in den Mund und knüllte die leere Verpackung zusammen.

Allmählich wurde mir mulmig. »Soll ich jemanden verständigen? Wenn Sie mir zeigen, wie man das Funkgerät bedient, kann ich das für Sie erledigen.«

»Nein, sobald diese Dinger wirken, bin ich wieder wie neu.« Er holte tief Luft und lächelte mich an. »Trotzdem danke.«

Eine Weile schien alles in Ordnung zu sein, doch zehn Minuten später nahm er die rechte Hand vom Steuerhorn und rieb sich die linke Schulter. Schweiß lief ihm seitlich übers Gesicht. Sein Atem klang flach, und er rutschte auf seinem Platz herum, als könne er keine bequeme Sitzposition finden. Mein Unbehagen wich nackter Panik.

Inzwischen war T.J. aufgewacht. »Anna«, sagte er so laut, dass ich ihn trotz des Motorengeräuschs hören konnte. Ich drehte mich um. »Sind wir bald da?«

Ich öffnete meinen Sicherheitsgurt und kehrte zu ihm zurück. Da ich nicht schreien wollte, zog ich ihn näher zu mir heran. »Hör zu, ich bin ziemlich sicher, dass Mick gerade einen Herzinfarkt hat. Er hat Schmerzen in der Brust und sieht furchtbar aus, aber er glaubt, dass es nur Sodbrennen ist.«

»Was? Ist das dein Ernst?«

Ich nickte. »Mein Dad hat letztes Jahr einen schweren

Herzinfarkt überlebt. Also kenne ich die Symptome. Wahrscheinlich traut er sich nicht zuzugeben, dass etwas nicht stimmt.«

»Was wird aus uns? Kann er die Maschine noch fliegen?«

»Ich weiß es nicht.«

T.J. und ich gingen ins Cockpit. Mick hatte beide Fäuste an die Brust gepresst und hielt die Augen geschlossen. Sein Kopfhörer saß schief. Sein Gesicht war aschfahl geworden.

Voller Angst kauerte ich mich neben seinen Sitz. »Mick.« Mein Tonfall war eindringlich. »Wir müssen Hilfe holen.«

Er nickte. »Ich werde zuerst auf dem Wasser landen. Dann muss einer von euch an den Funk«, stieß er mühsam hervor. »Zieht Schwimmwesten an. Sie sind im Spind neben der Tür. Dann setzt ihr euch hin und schnallt euch an.« Er verzog vor Schmerzen das Gesicht. »Los!«

Mein Herz pochte, und Adrenalin pulste durch meine Adern. Wir hasteten zum Spind und wühlten darin herum.

»Warum müssen wir Schwimmwesten anziehen, Anna? Das Flugzeug hat doch Kufen, oder?«

Weil er Angst hat, nicht mehr rechtzeitig landen zu können.

»Keine Ahnung, vielleicht ist es ja Vorschrift. Wir landen mitten im offenen Meer.« Ich fand die Schwimmwesten, eingezwängt zwischen einem zylinderförmigen Behälter mit der Aufschrift RETTUNGSBOOT und einigen Decken. »Hier«, sagte ich, gab eine T.J. und zog die andere selbst an. Dann setzten wir uns und schlossen unsere Sicherheitsgurte. Meine Hände zitterten so sehr, dass ich zwei Anläufe brauchte.

»Falls er das Bewusstsein verliert, muss ich sofort Wiederbelebungsmaßnahmen einleiten. Du kümmerst dich um den Funk, T.J., okay?«

Er nickte, die Augen weit aufgerissen. »Das kriege ich hin.«

Ich umklammerte die Armlehnen meines Sitzes und sah aus dem Fenster. Die aufgewühlte Wasserfläche kam immer näher. Doch anstatt langsamer zu werden, beschleunigten wir und waren in einen steilen Sinkflug geraten. Ich warf einen Blick in Richtung Cockpit. Mick war über dem Steuerhorn zusammengesackt und rührte sich nicht. Ich öffnete meinen Sicherheitsgurt und stürmte den Gang hinunter.

»Anna!«, rief T.J. Der Saum meines T-Shirts entglitt seinen Händen.

Noch ehe ich das Cockpit erreicht hatte, fuhr Mick in seinem Sitz zurück. Er hatte die Hände noch am Steuerhorn, als ein gewaltiger Krampf seinen Körper durchzuckte. Die Nase des Flugzeugs wurde hochgerissen, sodass wir mit dem Heck zuerst auf dem Wasser aufkamen und, außer Kontrolle geraten, über die Wellen tanzten. Als die Spitze einer Tragfläche mit dem Wasser in Kontakt kam, geriet die Maschine vollends ins Schleudern.

Der Ruck warf mich so plötzlich um, als hätte mir jemand ein Seil um die Knöchel gebunden und kräftig angezogen. Das Klirren von berstendem Glas gellte mir in den Ohren, und ich hatte das Gefühl zu fliegen, gefolgt von einem stechenden Schmerz, als das Flugzeug auseinanderbrach.

Ich wurde ins Meer geschleudert. Salzwasser drang mir in die Kehle. Ich wusste zwar nicht, wo oben und wo unten war, doch die Schwimmweste trug mich langsam empor. Sobald mein Kopf durch die Oberfläche brach, fing ich an, krampfartig zu husten, um das Wasser loszuwerden und Luft zu holen.

T.J.! Oh, Gott, wo ist T.J.?

Ich malte mir aus, wie er an seinen Sitz gefesselt war, nicht in der Lage, den Sicherheitsgurt zu öffnen. Verzweifelt suchte ich das Wasser ab, blinzelte in die Sonne und schrie seinen

Namen. Als ich schon dachte, dass er ganz sicher ertrunken war, tauchte er keuchend und prustend auf.

Den Geschmack von Blut im Mund schwamm ich auf ihn zu. Mein Schädel pochte derart, dass ich glaubte, er würde jeden Moment platzen. Als ich T.J. erreicht hatte, griff ich nach seiner Hand und versuchte ihm zu sagen, wie glücklich ich war, dass er noch lebte. Doch ich konnte die Wörter nicht richtig aussprechen, und immer wieder senkte sich Nebel über mich.

T.J. brüllte mich an, ich solle aufwachen. Ich erinnere mich noch an hohe Wellen und daran, dass ich mehr Wasser schluckte. Dann weiß ich nichts mehr.

KAPITEL 2

T. J.

Um mich herum schwappte Salzwasser und drang mir in Nase, Kehle und Augen. Wenn ich Luft holte, musste ich jedes Mal husten. Anna schwamm, weinend, blutend und schreiend, auf mich zu. Sie packte mich an der Hand und wollte etwas sagen, doch es kam nur Mist heraus, und ich konnte kein Wort verstehen. Ihr Kopf wackelte, und sie klatschte mit dem Gesicht ins Wasser. Ich zog sie an den Haaren wieder hoch. »Aufwachen, Anna, wach auf!« Die Wellen waren so stark, dass ich Angst hatte, wir könnten getrennt werden. Also schob ich den rechten Arm unter den Gurt ihrer Schwimmweste, damit sie nicht davontrieb, und hielt ihr Gesicht über Wasser. »Anna. Anna!« *Oh, Gott.* Ihre Augen blieben geschlossen, und sie reagierte nicht. Also steckte ich den linken Arm unter den zweiten Schwimmwestengurt und lehnte mich zurück, bis sie auf meiner Brust lag.

Die Strömung trug uns weg vom Wrack. Die Trümmer des Flugzeugs verschwanden unter Wasser, und bald war nichts mehr davon zu sehen. Ich versuchte, nicht an Mick zu denken, der noch immer an seinen Sitz geschnallt war.

So trieb ich im Wasser, benommen, mit wild klopfendem Herzen. Ich versuchte, unsere Köpfe über Wasser zu halten, und zwang mich, nicht in Panik zu geraten.

Weiß überhaupt jemand, dass wir abgestürzt sind? Haben sie uns auf dem Radar?

Vielleicht ja nicht, es kam nämlich niemand.

Der Himmel wurde dunkel. Die Sonne ging unter. Anna nuschelte etwas, und ich dachte schon, sie würde aufwachen. Aber sie krampfte nur und kotzte mich dann voll. Anna zitterte, sodass ich sie fest an mich zog, um sie zu wärmen. Aber ich fror auch wie blöd, obwohl sich das Wasser kurz nach dem Crash warm angefühlt hatte. Da der Mond nicht schien, konnte ich die Wasserfläche rings um uns herum kaum sehen. Inzwischen war sie schwarz, nicht mehr blau.

Ich hatte Angst vor Haien. Als ich einen Arm wegzog, die Hand unter Annas Kinn schob und ihren Kopf von meiner Brust hob, spürte ich etwas Warmes dicht unter meinem Hals, da wo ihr Kopf gelegen hatte. Blutete sie immer noch? Ich versuchte, sie zu wecken, aber sie reagierte bloß, wenn ich ihr Gesicht schüttelte. Und auch dann redete sie nicht, sondern stöhnte nur. Ich wollte ihr nicht wehtun, sondern nur wissen, ob sie noch lebte. Lange Zeit bewegte sie sich nicht, was mich echt fertigmachte, doch dann kotzte sie wieder und lag danach zitternd in meinen Armen.

Ich versuchte, ruhig zu bleiben und langsam durchzuatmen. Wenn ich mich auf dem Rücken treiben ließ, kam ich besser mit den Wellen klar, und so wurden Anna und ich davongetragen, wohin die Strömung wollte. Nachts verkehrten keine Wasserflugzeuge, aber ich war sicher, dass man bei Sonnenaufgang eins schicken würde. Inzwischen musste doch jemand mitbekommen haben, dass wir abgestürzt waren.

Meine Eltern wissen nicht einmal, dass wir in diesem Flugzeug saßen.

Stunden vergingen. In der Dunkelheit konnte ich keine Haie erkennen. Vielleicht waren ja welche da, ohne dass ich es bemerkte. Vor lauter Erschöpfung döste ich eine Weile ein

und ließ die Beine hängen, anstatt sie mühsam hochzuhalten. Ich versuchte, nicht an die Haie zu denken, die womöglich unter uns kreisten.

Als ich Anna wieder schüttelte, reagierte sie nicht. Ich glaubte zu spüren, wie sich ihre Brust hob und senkte, war aber nicht sicher. Es platschte laut, und ich fuhr hoch. Annas Kopf war zur Seite gekippt. Ich zog ihn wieder an mich. Das Platschen ging weiter. Ich malte mir nicht nur einen Hai, sondern gleich fünf, zehn oder noch mehr aus, und wirbelte herum. Etwas ragte aus dem Wasser, und ich brauchte einen Moment, um zu verstehen, was es war. Das Platschen kam von den Wellen, die an ein Riff rings um eine Insel schlugen.

Noch nie im Leben war ich so unglaublich erleichtert gewesen wie in diesem Moment, nicht einmal, als die Docs mir gesagt hatten, die Behandlung habe endlich angeschlagen und der Krebs sei weg.

Die Strömung zog uns näher zur Insel. Allerdings steuerten wir nicht direkt darauf zu. Wenn ich nichts unternahm, würden wir daran vorbeitreiben.

Die Arme konnte ich nicht benutzen, weil sie noch unter den Gurten von Annas Schwimmweste steckten. Also blieb ich auf dem Rücken und trat mit den Füßen aus. Meine Schuhe rutschten weg, aber das war mir egal. Ich hätte sie schon vor Stunden ausziehen sollen.

Bis zum Ufer waren es noch immer etwa fünfzig Meter. Noch weiter vom Kurs abgekommen hatte ich keine andere Chance, als einen meiner Arme zu benutzen. Ich schwamm seitlich und zog dabei Annas Gesicht durchs Wasser.

Ich hob den Kopf. Es war nicht mehr weit. Ich strampelte wie ein Wilder, und meine Lunge brannte, als ich nach Leibeskräften paddelte.

Schließlich erreichten wir das ruhige Wasser der Lagune innerhalb des Riffs. Doch ich hörte erst auf zu schwimmen, als meine Füße den sandigen Boden berührten. Meine Kraft reichte gerade noch, um Anna aus dem Wasser und ans Ufer zu ziehen. Dann ließ ich mich neben sie auf den Sand fallen und verlor das Bewusstsein.

Die sengende Sonne weckte mich. Steif und wundgescheuert rappelte ich mich auf. Ich konnte nur mit einem Auge sehen. Erst zog ich die Schwimmweste aus, dann warf ich einen Blick auf Anna. Ihr Gesicht war geschwollen und verschrammt. Wangen und Stirn waren von Schnittwunden übersät. Sie bewegte sich nicht.

Mein Herz klopfte wie wild. Trotzdem zwang ich mich, die Hand auszustrecken und ihren Hals zu berühren. Sie war warm, und zum zweiten Mal wurde ich von Erleichterung ergriffen, als ich ihren Puls unter meinen Fingern spürte. Sie lebte. Allerdings wusste ich über Kopfverletzungen nur, dass sie offenbar eine hatte. Was, wenn sie nie wieder aufwachte?

Ich schüttelte sie vorsichtig. »Anna, kannst du mich hören?« Sie reagierte nicht, also schüttelte ich sie wieder.

Ich wartete darauf, dass sie die Augen öffnete. Sie waren einfach unbeschreiblich, groß und von einem dunklen Graublau. Bei unserem Kennenlernen waren sie mir zuerst aufgefallen. Sie war wegen eines Vorstellungsgesprächs mit meinen Eltern zu uns gekommen. Und es war mir so peinlich gewesen, weil sie so wunderschön war und ich, klapperdürr und kahlköpfig, einfach nur scheiße aussah.

Ich schüttelte sie fester. Und erst als sie die Augen endlich öffnete, atmete ich langsam aus, ich hatte die ganze Zeit die Luft angehalten.

KAPITEL 3

ANNA

Zwei verschwommene T.J.s schwebten über mir, und ich blinzelte, bis sich die Bilder miteinander vereinten. Er hatte Schnittwunden im Gesicht, und sein eines Auge war zuge-schwellen.

»Wo sind wir?«, fragte ich. Meine Stimme war heiser, und ich hatte einen salzigen Geschmack im Mund.

»Keine Ahnung. Auf irgendeiner Insel.«

»Was ist mit Mick?«, wollte ich wissen.

T.J. schüttelte den Kopf. »Das, was noch von dem Flugzeug übrig war, ist schnell versunken.«

»Ich kann mich an nichts erinnern.«

»Du hast im Wasser das Bewusstsein verloren, und als ich dich nicht aufwecken konnte, dachte ich schon, du wärst tot.«

Mein Schädel pochte. Ich berührte meine Stirn und zuckte zusammen, als meine Finger eine dicke Beule streiften. Et- was Klebriges bedeckte die eine Seite meines Gesichts. »Blute ich?«

T.J. beugte sich über mich, fuhr mir mit den Fingern durchs Haar und suchte nach der Ursache. Als er sie fand, schrie ich auf.

»Sorry«, sagte er. »Da ist eine tiefe Platzwunde. Jetzt blutet sie nicht mehr so stark. Im Wasser war es schlimmer.«

Furcht ergriff mich und durchlief meinen Körper wie eine Welle. »Waren da Haie?«

»Keine Ahnung. Ich habe keine gesehen, aber ich hatte auch Angst davor.«

Ich holte tief Luft und setzte mich auf. Der Strand um mich herum drehte sich. Ich stemmte die Handflächen in den Sand und stützte mich ab, bis der schlimmste Schwindel vorbei war.

»Wie sind wir hierhergekommen?«, fragte ich.

»Ich habe die Arme durch die Gurte deiner Schwimmweste geschoben, und wir sind mit der Strömung getrieben, bis wir an Land waren. Dann hab ich dich ans Ufer gezogen.«

Mir wurde klar, was er für mich getan hatte. Ich blickte aufs Wasser hinaus und schwieg einen Moment, während ich mir ausmalte, was hätte geschehen können, wenn er mich losgelassen oder wenn es hier Haie gegeben hätte. Oder wenn hier gar keine Insel gewesen wäre. »Danke, T.J.«

»Kein Problem«, erwiderte er und sah mich nur kurz an, bevor er den Blick abwandte.

»Bist du verletzt?«, fragte ich.

»Alles okay. Ich glaube, ich bin mit dem Gesicht gegen den Sitz vor mir gestoßen.«

Mein Versuch aufzustehen scheiterte daran, dass mir so schwindelig war. Als T.J. mir half, gelang es mir, mich auf den Füßen zu halten. Ich öffnete meine Schwimmweste und ließ sie in den Sand fallen.

Dann wandte ich mich vom Meer ab und schaute ins Landesinnere. Die Insel sah genauso aus, wie ich es aus dem Internet kannte, nur dass es hier weder Luxushotels noch Ferienhäuser gab. Der jungfräuliche weiße Sand fühlte sich unter meinen nackten Füßen wie Zucker an. Ich hatte keine Ahnung, was aus meinen Schuhen geworden war. Hinter dem Strand begann ein blühendes Gebüsch aus tropischen Pflanzen, gefolgt von einem Wald, wo die Bäume so dicht wuch-

sen, dass ihre Kronen einen grünen Baldachin bildeten. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte heiß. Auch die Meeresbrise konnte meine ansteigende Körpertemperatur nicht senken. Der Schweiß lief mir übers Gesicht, und die Kleider klebten am Körper.

»Ich muss mich wieder hinsetzen.« Mein Magen krampfte sich zusammen, und ich befürchtete schon, mich übergeben zu müssen. T.J. setzte sich neben mich. »Keine Angst«, sagte ich, nachdem der Brechreiz sich gelegt hatte. »Bestimmt wissen sie, dass wir abgestürzt sind, und schicken ein Flugzeug los, um uns zu suchen.«

»Hast du irgendeine Ahnung, wo wir sind?«, erkundigte er sich.

»Nicht wirklich.«

Ich malte mit dem Finger in den Sand. »Die Inseln bilden eine Kette von sechsundzwanzig Atollen, die von Norden nach Süden verläuft. Dort wollten wir hin.« Ich wies auf einen der Punkte. Dann fuhr ich mit dem Finger durch den Sand und deutete auf einen anderen. »Und das da ist Malé, wo wir gestartet sind. Wir sind wahrscheinlich irgendwo dazwischen, falls die Strömung uns nicht nach Osten oder nach Westen getrieben hat. Keine Ahnung, ob Mick den Kurs halten konnte. Und ich weiß auch nicht, ob Wasserflugzeuge einen Flugplan einreichen müssen oder per Radar überwacht werden.«

»Meine Eltern flippen bestimmt schon aus.«

»Ja.« Sicher hatten T.J.s Eltern versucht, mich anzurufen, doch mein Telefon lag inzwischen vermutlich auf dem Meeresgrund.

Sollen wir ein Signalf Feuer anzünden? Tut man das nicht, wenn man irgendwo gestrandet ist? Ein Feuer anzünden, um auf sich aufmerksam zu machen?

Allerdings hatte ich keine Ahnung, wie man Feuer macht. Meine Survivalkenntnisse beschränkten sich auf das, was ich im Fernsehen gesehen oder in Büchern gelesen hatte. Wir trugen beide keine Brille. Sonst hätten wir ein Glas in die Sonne halten können. Feuerstein oder Stahl hatten wir auch nicht. Also blieb uns nur die Reibung. Aber klappte es wirklich, wenn man zwei Hölzchen aneinanderrieb? Vielleicht brauchten wir ja auch gar kein Feuer. Wenn die Maschine tief flog und wir am Strand blieben, würden sie uns sicher sehen.

Wir versuchten SOS in den Sand zu schreiben. Zuerst traten wir ihn mit den Füßen platt, glaubten aber, dass man das aus der Luft nicht bemerken würde. Dann nahmen wir Blätter, doch der Wind wehte sie weg, bevor wir die Buchstaben legen konnten. Große Steine, um die Blätter zu beschweren, gab es nicht, nur kleine Kieselsteine und Stückchen, die offenbar von Korallen stammten. Außerdem gerieten wir durch die Bewegung noch mehr ins Schwitzen, und meine Kopfschmerzen verschlimmerten sich, bis wir aufgaben und uns wieder hinsetzten.

Bald hatte ich Sonnenbrand im Gesicht, und T.J.s Arme und Beine röteten sich. Nach einer Weile blieb uns nichts anderes übrig, als den Strand zu verlassen und Schutz unter einer Kokospalme zu suchen. Auf dem Boden lagen Kokosnüsse herum, und ich wusste, dass sie Flüssigkeit enthielten. Doch so oft wir sie auch gegen den Baumstamm schlugen, wir konnten sie nicht knacken.

Schweiß rann mir übers Gesicht. Ich raffte mein Haar zusammen und hielt es oben auf dem Kopf fest. Meine Zunge war geschwollen und mein Mund so trocken, dass ich kaum schlucken konnte.

»Ich schau mich mal um«, sagte T.J. »Vielleicht gibt es hier

ja irgendwo Wasser.« Schon nach kurzer Zeit kehrte er zur Kokospalme zurück. Er hatte etwas in der Hand.

»Wasser habe ich keines gefunden. Dafür aber das hier.«

»Das hier« hatte die Größe einer Grapefruit und war mit grünen, stacheligen Beulen bedeckt.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Keine Ahnung. Aber vielleicht enthält es Flüssigkeit wie die Kokosnüsse.«

T.J. schälte die Frucht mit den Fingernägeln. Doch ganz gleich, was es auch war, die Insekten waren uns zuvorgekommen. Er ließ sie fallen und trat sie weg.

»Sie lag unter einem Baum. Es hingen noch viel mehr davon dran, allerdings so hoch, dass ich sie nicht erreichen konnte. Wenn du auf meine Schultern kletterst, schaffst du es vielleicht, eine runterzuholen. Glaubst du, du kannst gehen?«

Ich nickte. »Aber nur langsam.«

Als wir am Baum waren, nahm T.J. meine Hand und half mir, auf seine Schultern zu klettern. Ich war eins achtundsechzig groß und wog sechzig Kilo. T.J. war mindestens zwölf Zentimeter größer und schätzungsweise fünfzehn Kilo schwerer als ich, schwankte aber trotzdem unter meinem Gewicht. Ich streckte mich so hoch ich konnte und versuchte, nach der Frucht zu greifen. Aber ich erreichte sie nicht, also schlug ich stattdessen mit der Faust danach. Anfangs rührte sie sich nicht, doch als ich ein wenig mehr Schwung nahm, fiel sie endlich herunter. T.J. ließ mich von seinen Schultern absteigen, und ich hob sie auf.

»Ich weiß immer noch nicht, was das ist«, meinte er, als ich sie ihm gab.

»Könnte eine Brotfrucht sein.«

»Was ist das?«

»Eine Frucht, die angeblich wie Brot schmeckt.«

Als T.J. sie schälte, erinnerte mich der Duft an den Geruch einer Guave. Wir teilten sie, lutschten daran und ließen uns den Saft in die ausgetrockneten Mäuler laufen. Dann kauten und schluckten wir das Fruchtfleisch. Die schwammige Konsistenz wies vermutlich darauf hin, dass die Brotfrucht noch nicht ganz reif war, aber wir aßen sie trotzdem.

»Nach Brot schmeckt das nicht für mich«, meinte T.J.

»Vielleicht muss man sie dazu kochen.«

Danach kletterte ich wieder auf T.J.s Schulter und holte noch zwei herunter, die wir sofort verschlangen. Dann kehrten wir zurück zur Kokospalme, um weiter zu warten.

Am späten Nachmittag öffnete plötzlich und ohne Vorwarnung der Himmel seine Schleusen, und ein Wolkenbruch ergoss sich über uns. Wir kamen unter dem Baum hervor und hielten unsere Gesichter mit offenen Mündern nach oben. Doch nach zehn Minuten war der Schauer schon wieder vorbei.

»Es ist Regenzeit«, sagte ich. »Also regnet es sicher jeden Tag und wahrscheinlich mehr als einmal.« Allerdings hatten wir nichts, um das Regenwasser darin zu sammeln, und die Tropfen, die ich mit der Zunge aufgefangen hatte, verschlimmerten den Durst nur noch.

»Wo bleiben die nur?«, fragte T.J., als die Sonne unterging. Sein verzweifelter Tonfall spiegelte meine eigene Gemütslage wider.

»Keine Ahnung.« Aus für mich unerklärlichen Gründen war kein Flugzeug gekommen. »Morgen finden sie uns.«

Wir gingen wieder an den Strand, legten uns in den Sand und benutzten unsere Schwimmwesten als Kopfkissen. Die Luft kühlte ab, und ich zitterte in dem Wind, der vom Was-

ser heranwehte. Die Arme um den Leib geschlungen und zu einer Kugel zusammengerollt lauschte ich dem rhythmischen Schlagen der Wellen ans Riff.

Wir hörten sie, bevor wir wussten, womit wir es zu tun hatten. Ein Flattern erfüllte die Luft, gefolgt von den Umrissen Hunderter, ja vielleicht Tausender Fledermäuse. Sie versperrten die Sicht auf die Mondsichel, und ich fragte mich, ob sie auf unserem Weg zum Brotfruchtbaum irgendwo über uns gehangen hatten.

T.J. setzte sich auf. »Ich habe noch nie so viele Fledermäuse gesehen.«

Wir beobachteten sie eine Weile, bis sie irgendwann verschwanden, um anderswo zu jagen. Kurz darauf schlief T.J. ein. Ich starrte in den Himmel hinauf, wohl wissend, dass bei Dunkelheit niemand nach uns suchen würde. Falls bereits eine Rettungsaktion lief, war sie sicher bis zum nächsten Morgen unterbrochen worden. Ich stellte mir vor, wie T.J.s besorgte Eltern auf den Sonnenaufgang warteten. Beim Gedanken, dass jemand meine Familie angerufen haben könnte, kamen mir die Tränen.

Ich dachte an meine Schwester Sarah und an ein Gespräch, das wir vor einigen Monaten geführt hatten. Wir hatten uns in einem mexikanischen Restaurant verabredet, und als der Kellner unsere Drinks brachte, trank ich einen Schluck von meiner Margarita und verkündete: »Ich habe den Hauslehrerjob angenommen. Bei dem Jungen, der Krebs hatte.« Ich stellte mein Glas weg, tunkte einen Tortillachip in Salsa und steckte ihn in den Mund.

»Den, wo du mit der Familie in den Urlaub fahren musst?«, fragte sie.

»Ja.«



Tracey Garvis Graves

On the Island. Liebe, die nicht sein darf

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48175-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2015

Ein Ort, an dem Zeit und Alter keine Rolle spielen ...

Die junge Lehrerin Anna soll den sechzehnjährigen T.J. den Sommer über unterrichten - im Ferienhaus der Familie auf den Malediven. Anna sagt sofort zu: Die Chicagoer Winter sind lang, ihre Beziehung kriselt, da kommt dieser Traumjob wie gerufen. Als die beiden in der Propellermaschine Richtung Ferienhaus sitzen, kommt es zur Katastrophe: Das Flugzeug stürzt ab – mitten über dem indischen Ozean. Völlig erschöpft erreichen Anna und T.J. den rettenden Strand einer einsamen Insel. Ein Überlebenskampf beginnt. Und während die Hoffnung mit jedem Tag schwindet, wachsen die Gefühle füreinander. Aber hat diese große Liebe gegen jede Regel überhaupt eine Chance – auch jenseits der Insel?